



Intro/Impressum	5
Farbtrunkene Freude	6
Ein Beispiel für ein zeittypisches Leben	12
Herzensverwirrung	14
Schön, intelligent und sittenlos	16
Polyglott regional	18
Grundrauschen	20
Speicher mit Glaskrone	22
Revolution in der Architektur	24
Shortcuts	30

Ausschnitt: Allegorie auf den römischen Kaiser, Peter Dell d. Ä. 1514
Foto: Gregor Kuhn, Fot. Göttingen, Würzburg
Lithografie: Kunstverlag der Stadt Würzburg, Foto: D. Meißner

Peter Dell der Ältere

Zwischen Riemenschneider und Reformation

Sonderausstellung

15.10.2017 – 7.1.2018



Dienstag bis Sonntag 10–16 Uhr
Festung Marienberg Würzburg
www.museum-franken.de

Museum für Franken
Staatliches Museum für Kunst- und Kulturgeschichte
in Würzburg

Endlich Schnee!

Holzschnitte des Jugendstils

20. Oktober 2017 - 18. Februar 2018

**Deutschordensmuseum
Bad Mergentheim**

Karl John, Bergwälder, Fichtenzwischen, Sauer- und Fichtenzwischen, Mergentheim, Mergentheim, Mergentheim, Mergentheim

Peter Wölfels Welten einfach Mensch sein!



KUNSTHALLE
SCHWEINFURT

Rüfferstraße 4
97421 Schweinfurt

Di-So 10-17 Uhr
Do bis 21 Uhr

www.kunsthalle-schweinfurt.de

Peter Wölfel

10. 11. 2017 – 21. 01. 2018

Intro

Die Sonne lacht, so gerade noch. Einige, die man vom Sehen her kennt, grüßen sogar und sprechen einen glücklicherweise nicht an. Der Kaffee war schon schlechter. Die Sonne... ah, das hatten wir schon. Es könnte in diesem goldenen Oktober alles so schön sein, gäbe es nicht so viel Unschönes. Immer wieder kommen einem – wir bleiben mal bei der Kultur – Geschehnisse, Ereignisse, Sachen eben zu Ohren, bei denen der Eindruck entsteht, es könnte nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sein. Also, nichts richtig Schlimmes, nichts Kriminelles, eher so – wie der Schwabe sagt – ein Gschmäcke. Da werden mal Dekorationsaufträge für Denkmäler vergeben und niemand weiß so recht wie und warum, mal werden Druckaufträge für berühmte Zeitschriften erteilt und niemand weiß so recht wie und warum, und dann werden sogar die offenen Ateliertage der Stadt von der Entscheidung einer Jury abhängig gemacht, und prompt wird ein Kollege ausjuriert, dessen Arbeit eigentlich über jeden Zweifel erhaben ist.

Apropos Jury! Wird in Würzburg eine installiert, eine, die mit Kultur zu tun hat, dann macht das gern der BBK, der Berufsverband Bildender Künstler, unter sich aus. Die Juroren haben sich inzwischen offensichtlich richtig bewährt. Manchmal sind die Jurysitzungen sogar bewirtschaftet und werden bezahlt. Da sollten also eigentlich Journalisten dabei sein. Daß dann jedoch Künstler aus den Verbänden (BBK und VKU) als Juroren Kollegen beurteilen, die womöglich gar bewußt nicht Mitglied in diesen Verbänden sind, das sollte eigentlich nicht gut ankommen. Natürlich hatte die Jury noch weitere Mitglieder, welche vom Fach und Fachfremde ... Das macht die Sache freilich auch nicht besser.

Wie auch immer, man fragt sich, warum solche Entscheidungen nicht transparent getroffen werden. Man erfährt stets höchstens ansatzweise, wie bestimmte Entscheidungen zustande kamen. Warum eigentlich?

Die Redaktion

nummer einhundert siebenundzwanzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –

Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare

Herstellung: bonitasprint, Würzburg

Kontakt

nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15–17 · 97076 Würzburg
Tel.: 0931 – 413937 · mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Eva-Suzanne Bayer,
Renate Freyisen [frey], Katja Tschirwitz [tw],
Christiane Gaebert, Ulrich Karl Pfannschmidt,
Frank Kupke, D. Messberger, Nik Schölzel, Karl
Luger, Michael Zapf.

Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe: Pantone 339 C
gestiftet von einer netten Dame

Layout

Akimo

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:

€ 100 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)

Gewerbliche Anzeigen:

€ 80 Viertelsteite 77,5 x 100

€ 100 Halbe hoch 77,5 x 205

€ 100 Halbe quer 160 x 100

€ 200 Ganze Seite 186 x 246

€ 250 Anschnitt/U4 186 x 246

alle Maße: Breite x Höhe in mm

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala

€ 125 Pantone-Farbskala

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42 Mitgliedschaft im 10 x 1 Heft
Förderverein Kurve e.V.

€ 30 Jahresabonnement 10 x 1 Heft

€ 30 Geschenkabonnement 10 x 1 Heft

€ 60 Förderabonnement 10 x 2 Hefte

alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

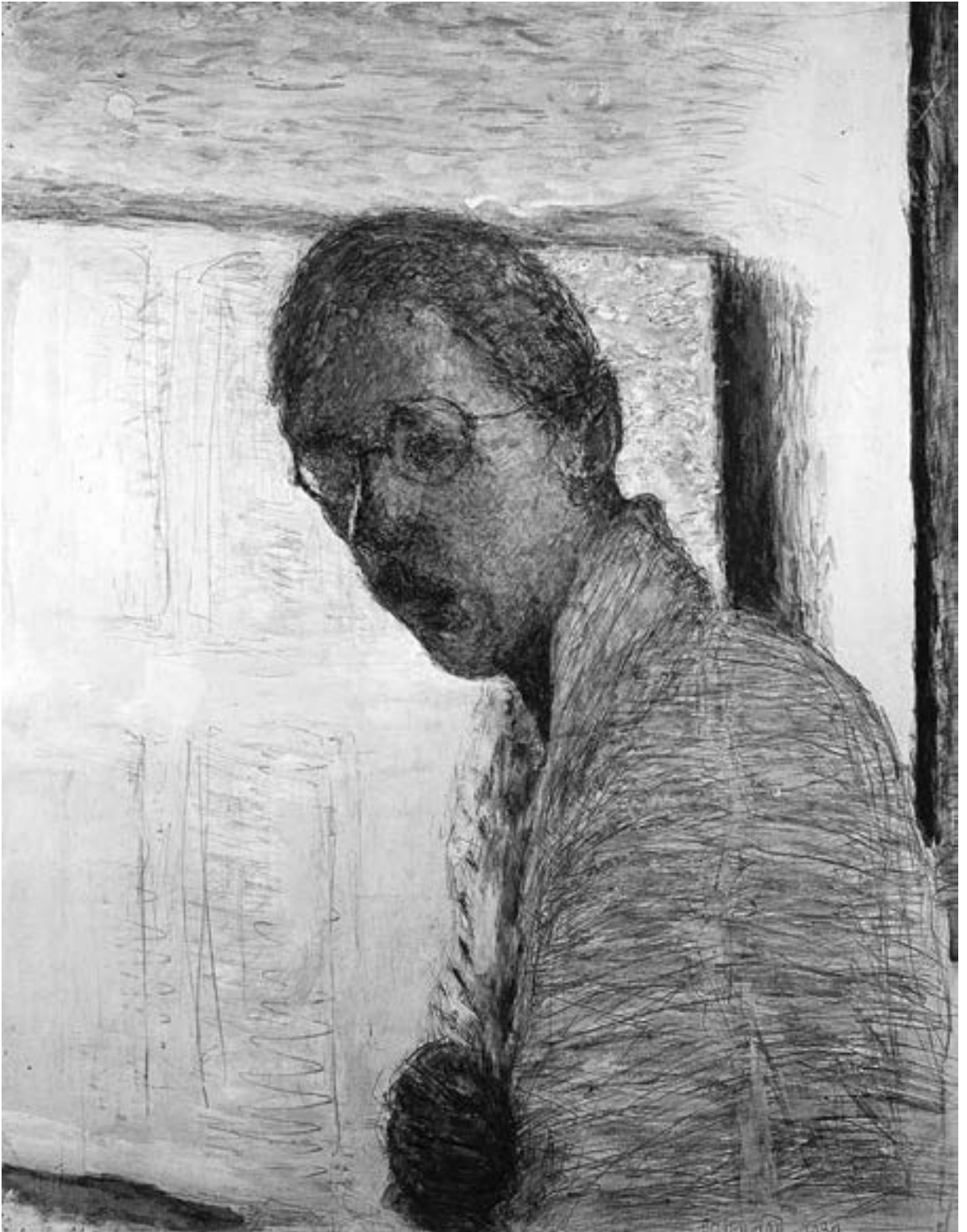
Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.

Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate, wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:



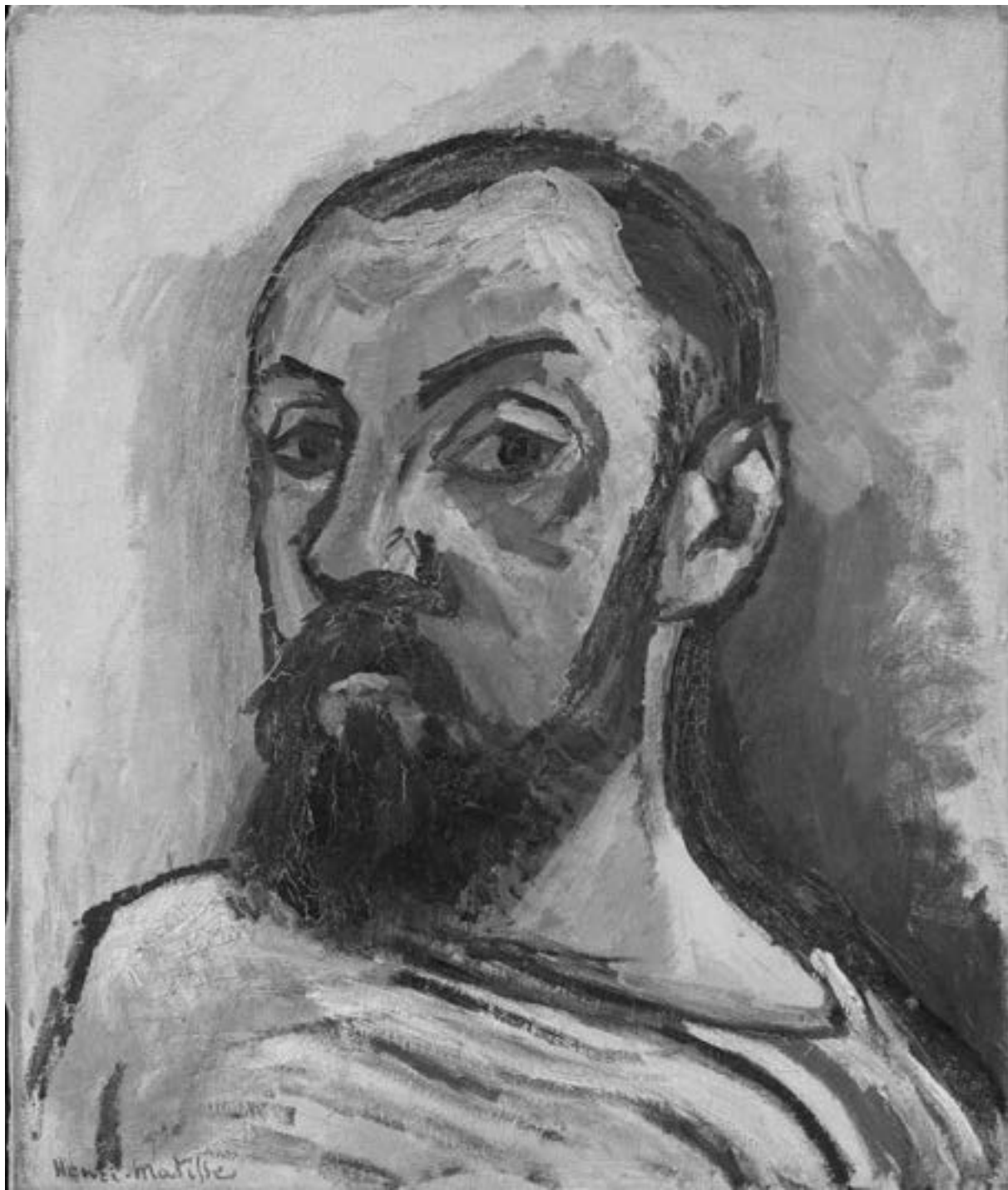


Pierre Bonnard (1867-1947), Selbstporträt, 1930, Bleistift und Gouache auf Papier, 65 x 50 cm
Privatbesitz © VG Bild-Kunst, Bonn 2017

Farbtrunkene Freude

Bonnard und Matisse im Städel Museum in Frankfurt

Von Eva-Suzanne Bayer



Henri Matisse (1869–1954), Selbstporträt, 1906, Öl auf Leinwand, 55 x 46 cm
Statens Museum for Kunst, Kopenhagen © Succession H. Matisse / VG Bild-Kunst, Bonn 2017 / Foto: SMK

Henri Matisse und Pierre Bonnard hatten genug gemeinsam, um sich zu verstehen. Es unterschied sie jedoch so vieles, daß sie sich gegenseitig schätzen und sich niemals als Konkurrenz empfinden konnten. Fast gleichaltrig – Bonnard wurde 1867, Matisse 1869, beide im Norden Frankreichs, geboren – studierten sie zuerst Jura, bevor sie sich der Malerei – mit Leib, Seele und Geist – verschrieben. Ab 1917 wählten sie den Süden Frankreichs mit seinem satten Licht und den intensiven Farben zu ihrer neuen Heimat. Matisse lebte lange in Nizza, später in Vence; Bonnard erwarb, nach langen Aufenthalten im Midi, 1926 ein Haus in Le Cannet. Beide wandten sie nie von der Figuration ab und beide werden gern unter dem Stichwort „große französische Koloristen“ abgeheftet.

Wie wenig ein solches Etikett über das Wesentliche ihrer Malerei aussagt, ist nun im Frankfurter Städel Museum in der Ausstellung „Es lebe die Malerei!“ äußerst genußvoll zu sehen. „Vive la peinture“, schrieb Matisse im August 1925 mit seiner großzügigen Schrift auf eine Postkarte aus Amsterdam an Bonnard. Es ist eine von 62 erhaltenen Karten, Briefen und Kurznachrichten der Künstler, die in einem gesonderten Raum präsentiert,

übersetzt und per Lautsprecher vorgelesen werden. Wann sie sich kennenlernten, weiß man nicht genau. Weil Matisse die Einladungskarte zur ersten Einzelausstellung von Bonnard 1906 beim Kunsthändler Ambroise Vollard aufhob, bei dem auch Matisse 1904 debütiert hatte, nimmt man an, sie sind einander hier begegnet.

Vierzig Jahre lang dauerte diese Künstlerfreundschaft, bis zum Tod von Bonnard 1946. Ja, über seinen Tod hinaus. Als Christian Zervos, ein glühender Anhänger Picassos und aller Avantgarde, 1948 einen abfälligen Artikel mit der Überschrift „Ist Pierre Bonnard ein großer Künstler?“ in den Cahiers d'art veröffentlichte, notierte Matisse wütend an den Rand der Zeitschrift „Ja! Ich bezeuge, daß Pierre Bonnard ein großer Maler ist, für heute und bestimmt auch für die Zukunft... Henri Matisse. Januar 1948“. Für solch eine wunderbare Freundschaft von vierzig Jahren sind 62 Schriftdokumente nicht gerade viel, zumal die beiden fast nie über Kunst – schon gar nicht über ihre eigene – korrespondierten. Man tauschte sich aus über Gesundheitsprobleme, das Wetter oder Familiäres. Beide sahen sich jedoch häufig. Schließlich wohnte man nicht weit voneinander entfernt – und beide besaßen ein Auto, Matisse so-



Henri Cartier-Bresson (1908 – 2004), Pierre Bonnard in seinem Haus in Südfrankreich, Le Cannet, 1944
© Henri Cartier-Bresson / Magnum Photos, Courtesy Fondation HCB / Agentur Focus

Pierre Bonnard (1867–1947), *Liegender Akt auf weißblau kariertem Grund*, um 1909
 Öl auf Leinwand, 60 x 65 cm, Städel Museum, Frankfurt, Eigentum des Städtelschen Museums-Vereins e.V. © VG Bild-Kunst, Bonn 2017



gar einen Chauffeur. Das künstlerisch und kunsthistorisch Wesentliche dürfte demnach (leider) nur mündlich besprochen worden sein.

Vielleicht aber auch gar nicht, was ja bekömmlich für Künstlerfreundschaften sein soll. Denn wie verschieden Bonnard und Matisse in ihrer Persönlichkeit, ihrer Arbeitsweise und ihrem Selbstverständnis waren, das zeigt schon der erste Raum im Entree zum ersten Teil der Ausstellungen mit Fotografien von Henri Cartier-Bresson, der die Künstler 1944 in ihren Häusern in Südfrankreich besuchte. Der zarte, fast asketische Bonnard posiert niemals vor der Kamera, wendet sein Gesicht häufig ab, sitzt wie ein Zaungast am Rande seines spartanischen Ateliers,

scheint manchmal wie im Gespräch mit seinen Bildern. Der voluminöse Matisse, in opulentem, ja luxuriösem Ambiente, dominiert alles: den Raum, seine Arbeiten, seine Modelle - die er zwingend brauchte, während Bonnard nur von knappen Skizzen in einem winzigen Notizbuch und seiner Erinnerung inspiriert wurde. Bonnard freilich verfügte über eine Charaktereigenschaft, die diese scheinbar ungleiche Beziehung ausglich: über Ironie. In einem Foto von 1929 - leider nur im Katalog - nimmt er vor den üppig dekorierten Vorhängen, Decken, Teppichen und Paravents in Matisse's Atelier, allerdings voll bekleidet, die Pose einer von Matisse so geschätzten „Odalischen“ ein - als der Freund den Raum gerade verlas-

sen hatte. Aber auch das: Obwohl der weibliche Akt ein Kernthema in beider Schaffen ist, vermied Bonnard nicht nur die exotische „Odaliske“, sondern den sich bewusst präsentierenden Akt überhaupt.

Seine Frauen – es ist stets die Lebensgefährtin und spätere Ehefrau Marthe – stehen vom Betrachter abgewandt vor dem Spiegel, geben sich im Badezimmer der Körperpflege hin oder liegen wie leblos in der Badewanne, verhüllt, verfremdet, verunklärt vom Wasser, das sich wie ein Schleier über ihre Körperkonturen legt und sie in einem flirrenden Farbstrudel verschwinden lässt. Bei Matisse dagegen die selbstbewusste, oft den Betrachter fixierende Frau, die, mit nichts anderem beschäftigt, ihre Sinnlichkeit demonstriert. Weltvergessene Frauen im privatesten Interieur und intimer Beschäftigung findet man bei ihm nicht. Ob das freilich Rücksichtnahme auf das Königsthema des jeweils anderen bedeutet, wie das in der Ausstellung behauptet wird, oder einfach Desinteresse, ja Unwillen, die Welt so zu sehen und zu interpretieren wie der andere, sei dahingestellt.

Von Anfang an unterschieden sich Bonnard und Matisse, bei aller Konzentration auf das weite Feld „Farbe“, ganz wesentlich in ihren Intentionen, ihrer

Technik, ihren Sichtweisen – und ihrer Rezeption beim Publikum. Matisse hatte schon zu Beginn seiner Karriere 1905 als „Fauve“ Skandal gemacht und galt lange als Neuerer und Anführer einer Avantgarde. In seinem Selbstporträt von 1905, das den Rundgang in Frankfurt neben dem Bonnards von 1930 eröffnet, schaut er direkt und etwas abschätzig auf den Betrachter, dunkles Schwarz und Grün im Gesicht, die Linien vibrieren vor Energie. Bonnard dagegen steht (1930) vor einer mit wenigen Bleistiftstrichen bedeckten Leinwand, wendet den verschatteten Blick, das nur vage strukturierte Gesicht von der Arbeit ab, nach unten, nach innen, ins Diffuse, ins Umflorte. Matisse´ Bild hat Kraft, Muskel und Entschlossenheit. Bonnards Differenziertheit, Nerven – und Geheimnis. Oft hat man ihn als Erben des Impressionismus bezeichnet und damit dem Gestrigen zugeordnet. Doch das stimmt nicht. Bonnards Farbauffassung hat viel mit der von Mark Rothko zu tun, mit dem – bei aller Gegenständlichkeit – Mythischen, mit dem Räselhaften und dem Unheimlichen, das in pulsierenden, vibrierenden Farbclustern wohnt.

Die Kuratoren Felix Krämer – er wird nach dieser Ausstellung zum Stiftung Museum Kunstpalast



Henri Cartier-Bresson (1908 – 2004) Henri Matisse in seinem Haus in Südfrankreich, Vence, 1944
© Henri Cartier-Bresson / Magnum Photos, Courtesy Fondation HCB / Agentur Focus

Henri Matisse (1869–1954) *Großer liegender Akt*, 1935, Öl auf Leinwand, 66,4 x 93,3 cm
 The Baltimore Museum of Art, The Cone Collection, © Succession H. Matisse / VG Bild-Kunst, Bonn 2017 / Foto: Mitro Hood



Düsseldorf wechseln – und Daniel Zamani unterteilen die auf hellgraue und cremefarbene Wände gehängte Ausstellung in scheinbar traditionelle Kapitel: Interieurs, Fensterbilder, Landschaft und Natur, Stilleben, Frauenbild/Akt und Grafik. So werden in jedem Kapitel, das jeweils vierzig Schaffensjahre umfaßt, Annäherungen und noch mehr fundamentale Gegensätze in den insgesamt rund 120 Arbeiten deutlich.

Einen Schwerpunkt bildet das Gegenüber von Bonnard's „Liegender Akt auf weißblau kariertem Grund“ (um 1909) aus dem Besitz des Städels und „Großer liegender Akt“ von Matisse (1935) aus Baltimore, in dem Matisse sogar Motive von Bonnard zitiert. Wohl bindet die weißblau karierte Decke beide Frauenfiguren in die Fläche, doch Bonnard betrachtet sein Modell (Marthe) wie verstoßen von oben bei einer kleinen, intimen Geste. Matisse streckt seine kräftig konturierte Gestalt übers ganze Bildformat, gibt ihr ein flächiges Kolorit, eine elastische Pose und einen kecken Gesichtsausdruck, während Marthes Inkarnat in den delikatesten Tönen zwischen Gelb und Violett changiert. Was auf den ersten Blick so „rea-

listisch“ scheint, ist reinste, abstrakte Farbbalance. Beschreibungen in Worten, Abbildungen in Schwarz-Weiß sind bei dieser Ausstellung nur ein Notbehelf. Man kann nur hingehen und schauen und während des Schauens die eigene Wahrnehmung beim Agieren und Reagieren beobachten.

Was hilft es zu erzählen, daß Bonnard, der immer lange und nur aus dem Gedächtnis an seinen Bildern arbeitete, Marthe noch Jahre nach ihrem Tod 1942 nackt in der Badewanne malte - und das Wasser zersetzt den Körper, als löse er sich unter dem Blick in Farbe, in ein gespenstisches und doch tröstliches Weiß-Blau-Gespinnst auf? Als verlören sich Mensch und Gestalt im ahnungsvollen Nirgendwo? Bei Bonnard kann man das SEHEN. Wahrhaftig. Aber nur vor dem Original. ¶

Bis 14. Januar 2018

Ein Beispiel

Eine Entdeckung? Die neue, kleine Ausstellung im Museum für Franken auf der Würzburger Festung wirft mit „Peter Dell der Ältere – zwischen Riemenschneider und Reformation“ eher Fragen auf als daß sie Lösungen oder künstlerische Erkenntnisse bietet. Zwar ist es die erste Präsentation des bisher weithin unbekanntes Bildhauers, doch können eigentlich nur wenige Beispiele seines Schaffens gezeigt werden. Diese wirken ein wenig disparat. Ein Grund dafür mag auch die Umbruchszeit zwischen den Glaubensrichtungen des „alten“ katholischen Bekenntnisses und der neuen reformatorischen Konfession sein, ebenso die ökonomische Situation für Bildhauer nach dem Bauernkrieg 1525, als weitgehend ihre kirchlichen Auftraggeber wegfielen. Im übrigen kündigte sich auch ein neues Zeitalter, die Renaissance, an.

Die Künstler, in ungesicherten Verhältnissen lebend, mußten sich auf Wanderschaft begeben dorthin, wo sie ein Auskommen fanden, wenn auch nicht lang. Peter Dell ist ein Beispiel für ein solch zeittypisches Leben. Wohl um 1490 in Würzburg geboren, ging er als Lehrbube ab 1500 in die Werkstatt Tilman Riemenschneiders. Doch schon bald, um 1504 finden wir ihn in der Werkstatt des angesehenen Bildhauers Hans Leinberger in Landshut. Ab diesem Zeitpunkt ist von der Berührung mit der Kunst Riemenschneiders kaum mehr etwas zu spüren. Zum Vergleich dient eine kleine Maria mit Kind von Riemenschneider. Dell aber orientierte sich mehr an dem, was er bei Leinberger sah: Alles wirkt runder, gedrungener, die Gliedmaßen des Körpers zeichnen sich ab unter dem Gewand, das oft bei den Falten eine Y-Figur bildet, Hände und Gesicht scheinen weniger fein. Die innige Beziehung von Mutter und Kind wird betont. Auch geflochtene Kordeln übernahm Dell von Leinberger, der das wohl von byzantinischen Vorbildern hatte. All das ist auch zu beobachten an der großen Madonna von Großwelzheim von 1525. Auch der Hl. Sebastian aus dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg hat Ähnlichkeit mit Plastiken Leinbergers in der dramatischen Darstellung; auch bei Dell findet man oft dessen



Kreuzigung Christi, Peter Dell der Ältere, um 1520/25

für ein zeittypisches Leben

Peter Dell der Ältere im Museum für Franken, Festung Marienberg Würzburg

Von Renate Freyisen



ornamentale Wellen. Feiner erscheint die Figurenzeichnung bei einer „Anna Selbdritt“ aus Hörstein. Hier ist deutlich das Alter in den Gesichtszügen unterscheidbar, und die Hinwendung der Figuren zueinander zeugt von inniger Vertrautheit. Leider aber wirken die drei Figuren aus Radheim (Bistum Mainz) sowohl in Gesichtsausdruck wie Proportionierung ziemlich grob.

Dell, der ab 1525 an den Hof Heinrichs des Frommen nach Freiberg in Sachsen ging, war wohl eher ein Meister der Kleinplastik oder des Reliefs. So zeigt eine kleine Kreuzigungsgruppe um 1525, bei der nur das Kreuz nicht mehr erhalten ist, eine sehr lebendige, feine, dramatisch gedrängte Szene. In ähnlichen Zusammenhang gehörten wohl einst eine alte Frau und ein Krieger, wohl Überbleibsel einer größeren Gruppe.

Das am meisten kunstfertige Werk ist wohl das Relief mit der Allegorie des christlichen Heilswegs: Eine Seele gleitet auf ihrem Schiff auf dem Meer des Lebens dahin, ersehnt von Gott Vater und dem Erlöser, dem auferstandenen Christus, angefochten von Tod, Teufel und Frau Welt, der Versucherin, gestützt aber durch deutsche Bibelzitate, die sie durch alle Anfechtungen geleiten. Das deutet auf Einflüsse der Reformation hin. Auch die Verbildlichung der sieben Todsünden mit der sehr detailgenau wiedergegebenen Kleidung (leider sind nur sechs erhalten, die aber erst ab November gezeigt werden können) soll die Erziehung zu christlicher Tugend unterstützen und wurde wohl für die Andacht eines reichen Privatsammlers geschaffen.

Da die großen Aufträge ausblieben, fokussierte sich Dell auf Kleinbildwerke, schuf Porträtplaketten, verlegte sich zusehends auf steinerne Skulpturen für Wappen, etwa das ziemlich beschädigte von der Alten Mainbrücke, für Figurenschmuck und schließlich für Grabdenkmäler. So konnte er sich ab 1534 in Würzburg niederlassen, als anerkannter Meister mit eigener Werkstatt. Nach dem Tod des Vaters 1552 führte sein Sohn Peter Dell der Jüngere diese weiter. ¶

Bis 7. Januar 2018



Herzensverwirrung

„Was ihr wollt“ - Shakespeare am Mainfranken Theater Würzburg

Text: Renate Freyeisen Foto: Nik Schölzel

Das Motto „Was ihr wollt“, dieser Komödie von William Shakespeare, könnte fast für die neue Spielzeit am Würzburger Mainfranken Theater dienen, denn es dominieren witzige Unterhaltung, locker-leichtes Spiel um die Liebe und eigentlich keine nennenswerten Konflikte. Fortgesetzt wird das, was im Schauspiel begann, konsequent in der Oper mit Mozarts „Così fan tutte“, nur daß hier die Beteiligten in diesem

Spiel am Schluß etwas belämmert dreinschauen. Dennoch ist hier auch das, was mit Musik und Gesang an Herzensverwirrung präsentiert wird, eine herrlich heitere, in sich stimmige, theatralische Sache. Shakespeares Komödie beginnt ohnedies mit dem Satz „Wenn Musik der Liebe Nahrung wär...“. Geleitet davon hat Regisseurin Sigrid Herzog ihre kurzweilige Version des alten und doch immer aktuellen Stücks mit Klängen angereichert. Also sorg-



Szene mit Paul Walther, Hannah Walther und Herbert Schäfer

Meer auftauchen. Die Schauplätze für alle möglichen Spielarten der Liebe, von der Geschwisterliebe zu homosexuellen Anwandlungen, sind nur angedeutet und werden mit einfachen Mitteln und wenigen Requisiten wie etwa einer Raubkatze aus Plüsch oder roten Kissen als Sitz der Gräfin angedeutet. Ein Höhepunkt dieses lustig-leichten Treibens: Als Malvolio, der wunderbar bis in die letzten Fingerspitzen gezierte, sprechende und sich gerierende Narziß des Herbert Schäfer hereingelegt wird durch gefälschte Liebesbriefe hinter einer „lebendigen“ Buchsbaumhecke. Dahinter verbirgt sich ein mehr oder weniger urkomisches Trio.

Es wird angeführt von der durchtriebenen, ihre pralle Weiblichkeit genüßlich auskostenden und noch dazu sehr erotisch singenden Dienerin Maria, Lea Sophie Salfeld; ihr mehr als nur zur Seite steht der etwas heruntergekommene, aber stets dank Alkohol gut aufgelegte Sir Toby mit seinen strähnigen Haaren, Meinolf Steiner; in seinem Schlepptau zieht er nach sich den herrlich begriffsstutzigen, schlammig trotz Schottenrock dahertappenden Golf-Ritter Junker Bleichenwang, Martin Liema. Der darf sich später in voller Rüstung in einem grotesken Kampf „bewähren“, was natürlich schief geht.

Die Verbindung zum ernsteren Komödienpersonal bildet der philosophisch-weise Narr von Anja Brünglinghaus, ganz in Weiß. Ausgelöst werden alle Liebeskonflikte durch das starre Liebesverhalten der „höheren“ Gesellschaft. Der eigentlich nur schöne Herzog Orsino, Bastian Beyer, ist vernarrt in seine Neigung zu Gräfin Olivia, Hannah Walther. Doch die sitzt tief verschleiert ganz in Schwarz auf einem roten Kissen thron und gefällt sich darin, den Tod ihres geliebten Bruders zu betrauern. Doch als ihr vom Herzog als Liebesbote Cesario geschickt wird, ändert sich alles: Hinter diesem jungenhaften Typ in blauem Sakko, karierten Shorts und T-Shirt mit Aufschrift „Love“ verbirgt sich jedoch die schiffbrüchige Viola, die sich in den Herzog verliebt hat und nun in Verkleidung ihrem angebeteten Liebesobjekt nahe zu sein hofft. Lenja Schultze versteht es grandios, das Changieren zwischen den Geschlechtern und ihre Gefühlsverwirrung auszudrücken. Leider aber hat ihr „Amt“ als Liebesbote eine unerwünschte Wirkung: Die Gräfin verliebt sich auf der Stelle in den vermeintlichen Cesario, wirft sich in ein Rosenkleid und glaubt sich in einem Himmel voller Rosen. Dadurch wird die arme, bedrängte Viola in die Enge getrieben, käme da nicht die Rettung in Gestalt ihres ebenfalls gestrandeten und totgeglaubten Zwillingbruders Sebastian; dieser, Paul Walther, lenkt die verrirrten Gefühle der Gräfin in die richtige Richtung, und so steht am Ende einer Dreifachhochzeit nichts mehr im Wege, ganz nach schönster Komödienmanier. Glauben muß man das nicht. ¶

te für die passende Untermalung auf der Bühne an Klavier und Keyboard Lukas Rabe, und die Klangkulisse erzeugte eine besondere Atmosphäre vor allem durch Songs und witzige Chöre der Akteure; außerdem gab es immer wieder Geräusche, die das Auftreten der Figuren „kommentierten“. Alles trug bei zu einer äußerst vergnüglichen, temporeichen Inszenierung mit eigener Textfassung von Sigrid Herzog und Frank Zipfel mit teilweise überraschenden Einfällen in auch skurriler Kostümierung von Veronika Silva-Klug. Die seltsamen Irrungen und Verwirrungen um Verliebtheit, echt und eingebildet, um Liebe, Selbstliebe, um Liebesträume und Liebestäuschung finden statt auf einer schrägen Ebene, also einer theatralischen Darbietungsfläche; sie ist umgeben von blauen Schiebevorhängen, hinter denen per Video Visionen von Himmel oder

Schön, intelligent und sittenlos

„Der letzte Tanz der Mata Hari“ im Theater am Neunerplatz

Text: Katja Tschirwitz Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

Ihre Geschichte ist so haarsträubend, daß man sie kurzerhand als erfunden abstempeln möchte. Doch „Der letzte Tanz der Mata Hari“ im Theater am Neunerplatz beleuchtet eine historische Wahrheit: In rund zwei Stunden erzählt (mehr ist es in der ersten Hälfte leider nicht) Regisseur Matthias Hahn das kurze, temporeiche Leben der Nackttänzerin und Kurtisane Margareta Gertrude McLeod, geborene Zelle, die 1917 bei Paris als Spionin hingerichtet wird. Als Tochter eines holländischen Hutmakers, der es mit der Wahrheit nicht allzu genau nimmt, legt sich Mata Hari – diesen Künstlernamen gibt sich Zelle selbst – im Laufe ihrer Karriere verschiedenste Identitäten zu, etwa die einer südindischen Prinzessin oder der Enkelin eines javanischen Sultans. Die lebenshungrige, junge Dame, Ehefrau und Mutter tritt in Paris als orientalische Tänzerin auf (ihre schwarzen Haare und eine weit verbreitete Unkenntnis kommen ihr zu Hilfe) und bringt es damit zu Ruhm und Reichtum. Sogar die mäkelige Pariser Presse ist hin und weg. Dank ihrer weiblichen Reize und erotischen Unersättlichkeit pflegt Mata Hari gutbezahlte Liebschaften mit Herren aus den höchsten Kreisen. Doch schon bald beginnt ihr Ruhm zu bröckeln, die Aufträge bleiben aus. Sie kommt in Geldnöte, noch bevor der Erste Weltkrieg ihre Karriere endgültig beendet.

Nun aber fängt das Verwirrspiel erst richtig an: Um an Geld zu kommen – sie ist einen luxuriösen Lebensstil gewohnt –, läßt sich Mata Hari auf einen Deal mit dem deutschen Geheimdienst ein und wird „H 21“, so ihr Deckname als Spionin. Wahrscheinlich gibt die Tänzerin allerdings kaum kriegswichtige Informationen an Dritte weiter – die sie in ihren Schäferstündchen mit Franzosen wie Deutschen problemlos bekommen kann. Für den Untersuchungsrichter aber ist sie eine Frau, „...deren Sprachkenntnisse, zahllose Verbindungen, beachtliche Intelligenz und angeborene oder erworbene Sittenlosigkeit nur dazu beitragen, sie verdächtig zu machen. Ohne Skrupel und daran gewöhnt, sich der Männer zu bedienen, ist sie der Typ einer Frau, die zur Spionin prädestiniert ist.“ Ihre Leiche landet auf dem Sezientisch der Pathologen und verschwindet später auf mysteriöse Weise.

Zwar hat die erste Hälfte von „Der letzte Tanz der Mata Hari“ ihre Durchhänger. Etwas langatmig und trocken, ähnelt sie einer Stunde Frontalunterricht, was auch die blumigen Tanzeinlagen nur bedingt wettmachen. Als nach einer Stunde das Licht erlischt, spürt man die Verunsicherung im Publikum: Pause oder schon zu Ende? Zum Glück noch nicht zu Ende. Denn erst jetzt beginnen Stück und Charaktere wirklich zu leben. Mata Haris Nacht in der Todeszelle (in Wirklichkeit war's nur eine Stunde) wird zum düsteren, beklemmenden Nachtstück, in dem die Tänzerin fassungslos auf ihre Erschießung im Morgenrauen wartet. Drei Monate lang eingesperrt, glaubt sie doch bis zum Schluß an ihren Freispruch. Mata Hari wird im Stück von zwei Frauen verkörpert, als Künstlerin von der Tänzerin Agnes Renner, als Privatfrau von Schauspielerin Michelle Neise, die eindringlich und klar agiert – auch sprachlich. (Anderen Darstellern gelingt es hingegen nicht, ihren lokalen Zungenschlag abzulegen.) Renner tritt in dieser Kerkerzene nicht als Tänzerin, sondern als fürsorgliche, naiv-gutherzige Nonne auf, die Mata Hari Beistand leistet, schüchtern Fragen stellt und vor allem: zuhört. Zwar schlägt sie bei so mancher Geschichte schamvoll die Augen nieder, brennt dabei aber voller Teilnahme und Mitgefühl für dieses fremde Wesen. Diese lange Szene ist schlicht gemacht und doch ungemein bewegend. Allein hierfür lohnt sich ein Besuch.

Die zahlreichen Männer in Mata Haris Leben – Ehemann, Liebhaber und juristische Personen – werden gespielt von: Andreas Münzel als Pierre Bouchardon (Hauptmann/Untersuchungsrichter), Jürgen Keidel als Georges Ladoux (Chef der Pariser Spionageabwehr) und Emile Guimet (Industrieller, Initialzünder für Mata Haris Karriere), Michael Schwemmer als Alfred Kiepert, Vadim de Masloff (Liebhaber) und Agent, Regisseur Matthias Hahn als ihr versoffener Gatte John McLeod. Kostüme: Ute Friedrich, Bühnenbild und Licht: Sven Höhnke. Weitere Aufführungen am Freitag, 20. 10. (20 Uhr), am Samstag, 21.10. (20 Uhr), und am Sonntag, 22. 10. (19 Uhr). ¶



Die Tänzerin Agnes Renner als Künstlerin Mata Hari

Polyglott regional

Region ist, wo die Aussteller herkommen.

Auch bei der „Äß-und-Dring“-Kultur auf der Mainfranken-Messe – Eine Glosse

Text: Karl Luger Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach

Der Steckbrief ist eindeutig formuliert. „Gesucht. Tot oder lebendig.“ Darunter ein jugendliches Gesicht mit Silberblick und schief sitzendem Hut. Das Bild zeigt Billy The Kid, hinter dem einst Sheriff Pat Garrett her war. Und weil sich das ganze Drama um Viehdiebstahl und Mordgesindel vor langer Zeit in Nordamerika abspielte, steht der Fahndungsaufruf auch nicht in deutscher, sondern in englischer Sprache auf dem Papier: „Wanted. Dead or Alive.“ Das hat in unsrer polyglotten Welt zudem den Vorteil, daß jeder versteht, was Sache ist. Der Zettel hängt allerdings nicht irgendwo in Arizona, sondern im „Red-Grizzly-Saloon“ in Würzburg, weswegen weder mit wilden Schießereien zu rechnen, noch die 500 Dollar Kopfgeld zu holen sind, die für die Ergreifung des toten oder lebenden Missetäters versprochen werden.

Dank der Mainfranken-Messe hatte in diesem Jahr der Wilde Westen für ein paar Tage Einzug gehalten in der eher friedliebenden Domstadt am Main, wo man sonst Wein statt Whiskey schätzt. Die Aufforderung „please don't shoot the piano-player“ war daher überflüssig. Wahrscheinlich hätte sich auch so niemand durch die Schwingtür gezwängt, wäre an der zwölf Meter langen Theke entlanggeschlurft, um dann seinen Colt zu ziehen und den Mann am Klavier über den Haufen zu schießen. Am Ufer des Mains tut man das nicht!

Auf der Mainfranken-Messe „läßt sich vielmehr alles sehen, was unsere Region ausmacht“, wie alle zwei Jahre die Gastredner zum Auftakt der Festwoche betonen. Deswegen ist man in Würzburg auch politisch

Heiße Musik geht auch bei kühlen Temperaturen immer!



korrekter als einst in Kansas City, wohin die Kuhhirten in den Hochzeiten ihres Berufsstandes die Rinder trieben: „Welcome Cow-Boys and -Girls“, versprach der Messe-Flyer, der schon lange vor Eröffnung der regionalen Leistungsschau neugierig machte auf die Atmosphäre eines „echten“ Western-Saloons. Nicht, daß es noch zum Showdown auf der Mainstreet mit einer Gleichstellungsbeauftragten kommt! Der Begeisterung für die Wildwest-Gastronomie tat derartiges Gender-Mainstreaming freilich keinen Abbruch. Und wie man sich in einem Saloon ordnungsgemäß verhält, weiß jedes Kind – dank des jahrelangen Studiums ungezählter Wild-West-Filme.

So saßen die potentiellen Revolverhelden und wagemutigen Glücksritter absolut entspannt an den runden Tischen oder lehnten an der Theke – Auge in Auge mit dem ausgestopften Bären, der der Lokalität seinen Namen gab. Die Kellnerinnen trugen rotkarierte Hemden und dazu stilechte Cowboy-Westen, die Gäste erschienen zumeist in praktischen Anoraks und mit bequemen Freizeitschuhen an den Füßen. Schade eigentlich, denn wer sich auskennt im Wilden Westen hätte gern das Klingeln von Sporen an staubigen Stiefeln gehört, das so schön an Weihnachtsglöckchen erinnert. Und noch etwas ganz Entscheidendes fehlte: Tabaksqualm aus lässig im Mundwinkel hängenden Zigaretten. Noch nie war das Rauchverbot in öffentlichen Räumen so störend wie dieser Tage im „Red-Grizzly Saloon“ auf der Mainfranken-Messe.

Deutlich authentischer, aber auch nicht wirklich regional – zumindest nicht aus mitteleuropäischer Perspektive – ging es im afrikanischen Dorf zu. Unter Plastikplanen und Gartenpavillons, den Duft von Patschuli und Sandelholz in der Nase, konnte hier der Messegast von Stand zu Stand schlendern, sich an der Farbenpracht all der bunten Stoffe erfreuen, die freilich für hiesiges Wetter viel zu dünn waren, und den Rhythmus fremder Lieder aufsaugen, die in Sprachen gesungen wurden, die ganz entfernt an die Dialekte manch alpenländischer Volksgruppen erinnerten.

In Unterfranken wären allerdings auch die Kastelruther Spatzen nicht wirklich regional – und auf der Mainfranken-Messe daher eher deplaciert. Freilich ist die unterfränkische Komfortzone heutzutage weiter gefaßt als etwa 1950, als im Zeichen

Ein kühles Bierchen im Saloon geht immer!



des beginnenden Wirtschaftswunders die mainfränkische Leistungsschau gegründet wurde. Heute schweift der Blick des Würzburger hinaus bis – sagen wir mal – Wertheim Village oder Nürnberg, wo man auch recht günstig einkaufen kann. Und bei Urlaubsreisen geht es noch weiter hinaus in die weite Welt. Was es im afrikanischen Dorf inmitten stets gutgelaunter Afrikaner zu essen gab, lockte trotz dieser Weltoffenheit nur wenige Neugierige an: Sambus Nyama, Vitungu karanga, Mchuzi wa Njugu. Regionale Küche hört sich anders an.

Bleibt noch ein Abstecher zu den normannischen Austern-Verkäufern in Halle 11 oder auf die Piazza Italia in Halle 15? Pizza ist zwar auch kein unterfränkisches Traditionsgericht, aber immerhin steht in Würzburg die älteste Pizzeria Deutschlands. Das ist fast schon so gut wie „total regional“! Oder dann doch lieber zurück in den „Red-Grizzly-Saloon“ zu deutscher Hausmannskost mit Sauerkraut, Gemüse und viel Salat – weil heutzutage auch die „echten“ Cowboys auf das Cholesterin achten müssen? Auf halber Strecke ist Rettung in Sicht!

Der Food-Truck-Park lädt zum Schlemmen und Genießen ein. Hier ist das Wetter zwar auch nicht angenehmer als im afrikanischen Dorf, aber dafür gibt es in der Wagenburg aus Kleintransportern „trendiges Street-Food“ – auf Wunsch auch vegan! Was man sonst

nur von Rockkonzerten kennt, gibt es hier zum Essen: „Burger unplugged“. Dazu die alles entscheidende Frage: „What’s your favourite hot dog?“, und zum Nachtisch kann sich der Messe-Gourmet frische Waffeln gönnen: classic, hot cherry, hot nutella oder cream liqueur.

„Region ist geil!“ Messe-Impresario Heiko Könicke war am Ende der Mainfranken-Messe offensichtlich mit sich und seinem Ausstellungskonzept zufrieden. In früheren Jahren habe man den Blick auf die Region verloren, sagte er im Gespräch mit dem Bayerischen Rundfunk. „Aber ohne Region ist Würzburg gar nichts!“ Region

sei geil, wiederholte er auf Nachfrage der Moderatorin, damit jedem klar wurde, worum es in den neun Tagen am Mainufer ging.

Was heißt das nun für den verwirrten Messe-Besucher, der zwischen Sanitärbedarf und Games for families, zwischen Style und Beauty und vor dem Stand von Käse-Fred aus Hamburg, der inmitten von Haushaltsgeräten und Sportartikeln und als Zuseher der dritten Würzburger Barista-Meisterschaft einen Nachmittag lang vergeblich das Schaufenster seiner Region gesucht hat? Vielleicht heißt das, daß die Region dort ist, wo die Aussteller herkommen! ☞

Eine „mobile“ heiße Wurst geht immer!



Christopher Caudwell, Stephan Koim, Helmut Lachenmann, Raphael Ophaus



Grundrauschen

Ein „Klangkartei“-Konzert auf dem Galerieschiff Arte Noah

Text und Zeichnung: Christiane Gaebert

Kunst, Ohrenputzer und ein schöpferischer Atemzug Verständigung fordert ein hohes Maß an Konzentration und Offenheit. Das schlichte „Sich-Ausdrücken“ als reine Äußerung ist erst einmal einfacher, dient mehr dem Selbstzweck wie der Toilettengang, Pickel-Ausdrücken, der Orgasmus, lautes Weinen oder Schreien, schallendes Lachen oder schließlich die Meinungsäußerung. Letztere, so sie denn ernst genommen werden will, erfordert oft Mut und persönliche Einsicht, den bewußten Umgang mit sich selbst, manchmal auch Hemmungen fahren zu lassen, aber auch die Bereitschaft unbekanntes Terrain zu betreten. Im nächsten Schritt erklimmen wir die Stufe einer weiteren Erkenntnis, die Spontanäußerung mit ausgewähltem Inhalt zu versehen und gezielt in eine Richtung zu schicken.

Die Hoffnung auf Resonanz, Widerhall, Reaktion sind mögliche Intentionen und das Individuum gewinnt zur Fähigkeit des Konstatierens von Statements, das breite Feld der Frageformen hinzu, gerich-

tet an ein mehr oder weniger definiertes Gegenüber. Auf der nächsten Stufe sozialen Miteinanders erlernen wir den Dialog, klingt einfach, ist es aber nicht. Nur wenige Individuen beherrschen das wirklich. Was hat das jetzt mit Kunst zu tun? Das „Ich“ steht immer im Mittelpunkt, am Anfang unbewußt, dann, im Idealfall, reflektierter. Wir schließen von uns auf andere, sehen was wir kennen und wissen; selbst, wenn wir suchen, finden wir meistens nur das Bekannte.

Hat dieses Problem als Ursache die mangelnde Fähigkeit und Bereitschaft Äußerung und Frage unseres Gegenübers wirklich hören und sehen zu wollen? Gespiegeltes Selbst ist vertrauter, heimeliger, weniger anstrengend und bringt uns nicht in Gefahr unbekanntes Terrain betreten zu müssen. Neue Wege, so es sie gibt oder geben könnte, müssen angelegt werden.

Die „Urbarmachung“ fängt immer bei uns selbst an und scheitert meistens an Angst, Verzagttheit, Narzißmus und Bequemlichkeit oder Gewohnheit. Er-

stere sind verständlich, letztere verwerflich. So wie eine unbekannte Sprache erlernt werden muß, verhält es sich auch mit den Äußerungsformen der Kunst, der Musik und der Dichtung. Jeder Schöpfungsakt, der sich von purer Wiederholung befreit, bedient sich trotzdem vorhandener Elemente, es gibt natürliche Regeln, Gesetze und Grenzen. Eine Tasse kann nicht fliegen, es sei denn, ich werfe sie und auch dann ist ihr Flug Illusion, surreales Kunstwerk und nur als Momentaufnahme eingefroren, „wahr“. Ein Fall von „Fake-News“ oder „alternativer Fakt“.

Vielfach ergeben sich beim Versuch Neues zu schöpfen eher Wolpertinger wie aus Frankensteins Kabinett, man erkennt Bruchstücke ihrer Herkunft und staunt bestenfalls über den pffiffigen Versuch oder das fleißige Handwerk. Manche Kunstschaaffenden nehmen den Handschuh des Weltgeists gar nicht erst auf, sondern vollziehen ein schlichtes Ausrülpfen ihrer Befindlichkeit.

Das sind dann oft die aus Phase 1, die Ausrufer und Greiner, die nur selten den Kleinkinderstaus zugunsten einer Weiterentwicklung aufgeben, gepampert von Fremdinteressen, die ihnen das durchgehen lassen oder aus Marktinteresse sogar darauf bestehen. Der Titel „Enfant terrible“ adelt nur selten zu Recht und schon gar nicht in der inflationären Wiederholung. Duchamps Fontäne (Pissoir) von 1917 und die Fettecke von Beuys, sein legendärer „Nee, nee, nee, ja, ja, ja, ja- Monolog, oder John Cages 4'33 sind nicht wiederhol- oder nachmachbar oder sollten es zumindest nicht sein. Sie stehen für sozial- und kunstpolitische Auseinandersetzung mit Kultur- und Zeitphänomenen, als solche sind sie universelle und beredte Ausrufe, die Diskussion und die ganze Palette der Dialogmöglichkeiten einfordern.

Ein wunderbares Beispiel für die Königsdisziplin „Dialog“ auf dem künstlerisch-musischen Spielfeld bot Salut für Caudwell für zwei Gitarristen von 1977 vom Komponisten Helmut Lachenmann, in einer Konzert-Aufführung im Rahmen der Klangkartei-Konzertreihe auf der Arte Noah am 2. Oktober Das grandios aufeinander abgestimmte Daidalos Guitar Duo, Stefan Koim und Raphael Ophaus, schaffte es mit seiner Darbietung auf dem Kunstschiff im Alten Hafen beim Hörer „Sinn-Freiheit“ zu erzeugen. Will sagen, es gelang eine Atmosphäre zu generieren, die abgegriffene Assoziationen und Ablenkung nicht zuließ, gespannte Aufmerksamkeit erzeugte und mit Überraschungsmomenten brillierte. Die Komposition hält sich frei von Erwartungserfüllung, Tonfolgen sind nicht vorhersehbar und doch wird der Hörer, verständnisvoll durch Lachenmanns Klangwelt geführt. Das Duo

dekliniert Lachenmanns belebende Musiksprache im besonderen Dialog feinsinnig und entschieden. Dabei wird mit allem gebrochen, was normalerweise mit Gitarrenklängen verbunden wird, den Instrumenten wird eine neue Sprache entlockt, herausgekitzelt, gestreichelt, gerissen, gekratzt, perkussiv der ganze Korpus bearbeitet in Kombination mit Textziten des englischen Schriftstellers und Marxisten Christopher Caudwell, Sprachduktus und Sinnhaftigkeit mit abgehackter Geschmeidigkeit in die Klänge gewoben und dem Text trotzdem oder gerade deshalb Geltung verschafft. (Textauszug... Es gibt keine neutrale Kunstwelt. Ihr müßt wählen zwischen Kunst, die sich ihrer nicht bewußt und unfrei und unwahr ist, und Kunst, die ihre Bedingungen kennt und ausdrückt. Wir werden nicht aufhören den bürgerlichen Inhalt eurer Kunst zu kritisieren..., Christopher Caudwell 1907 bis 1937, aus: Bürgerliche Illusion und Wirklichkeit. Beiträge zur materialistischen Ästhetik, erschienen bei Ullstein 1975).

Bilder, Assoziationen, Muster blieben Komposition und Interpretieren wunderbarerweise schuldig, man war ganz Ohr, im Hier und Jetzt. Aufmerksam und gefesselt konnte verstanden werden, ohne zu wissen was eigentlich. Aber welche Befreiung, Erleichterung, was für eine gelungene Kommunikation zwischen Musikern, Komponist und Zuhörerschaft, wenn der Nachklang nicht nur Echo ist, sondern zur Diskussion anregt und das Publikum aus dem Konsumentenstatus entläßt. Wie besonders, wenn dabei Beliebigkeit und Attitüde fehlen und alles da ist - ein schöpferischer Atemzug! „.... Mit Stefan Koim und Raphael Ophaus haben sich zwei der profiliertesten deutschen Gitarristen zu einem Gitarrenduo zusammengeschlossen. Ihr langjähriger gemeinsamer Studienweg begann in der Gitarrenklasse von Bernd Kortenkamp an der Städtischen Musikschule in Hamm und fand ihren Abschluß mit der zeitgleichen Verleihung des „Meisterklassendiploms“ an der Hochschule für Musik Würzburg (Klasse Prof. Jürgen Ruck).

Die vielfach ausgezeichneten Musiker erhielten für ihre musikalische Arbeit zahlreiche nationale und internationale Auszeichnungen...“, (Holger Slowik / Konzertdramaturg und künstlerischer Leiter „Klangkarteikonzertere“. Das Stück ist auf YouTube zu hören in einer Interpretation des Daidalos Duos von 2016 während einer Ausstellung der Leerraumpioniere im Sudhaus des Bürgerbräu in Würzburg. ¶

Weitere Informativen zu Klangkarteikonzertere unter:
www.klangkartei.de/klangkarteikonzertere

Speicher mit Glaskrone

Besuch in der Hamburger Elbphilharmonie und eines Konzertes mit dem Dirigenten Krzysztof Urbński und der Pianistin Anna Vinnitskaya

Von Katja Tschirwitz

Über dieses Gebäude ist schon jetzt, zehn Monate nach seiner offiziellen Eröffnung, so viel geschrieben worden, daß man den Überblick verliert. Vielleicht ist sie ja bereits ein Mythos, die Hamburger Elbphilharmonie, deren Veranstaltungen – egal, welcher Art – lang im voraus hoffnungslos ausgebucht sind. „Wir könnten Blockflöte spielen, und es wäre ausverkauft,“ so der Intendant einmal im Interview. Eine Schmähung für alle, die sich diesem schönen Instrument verschrieben haben, aber man weiß ja, was gemeint ist.

Und der Andrang verwundert nicht: Bis auf den Eingangsbereich im bunkerartigen Kaispeicher, auf dem das berühmte Glasschiff wie eine glitzernde Krone sitzt, strahlt das Gebäude außen wie innen eine herrliche Leichtigkeit und Menschenfreundlichkeit aus. Luftig und transparent, erhaben und doch zugänglich, zeugt es von Phantasie und Feingefühl. Die sogenannte Plaza, Nahtstelle zwischen traditionsreichem Hafenspeicher und gläsernem Neubau, bietet auf den umlaufenden Balkons einen atemberaubenden Blick auf Stadt und Hafen. Als öffentliche Aussichtsplattform ist sie für jedermann kostenfrei begehbar, zum Gucken oder zum Kaffeetrinken in der angegliederten Bar. Da die Kapazität begrenzt ist, wird der Besuch über die Ausgabe von Plaza-Tickets geregelt, die – je nach Verfügbarkeit – direkt vor Ort erhältlich sind.

Noch glücklicher, wer eine der begehrten Konzertkarten ergattern konnte. Der für seine Akustik und Ästhetik vielgerühmte Große Saal ist nämlich wirklich ein Naturereignis. Im September spielte das NDR Elbphilharmonie Orchester hier ein hochspannendes Programm, das sich den großen Russen des 20. Jahrhunderts widmete: Igor Strawinsky, Sergej Prokofiew und Dmitrij Schostakowitsch. Dirigent Krzysztof Urbński, ein zierlicher, 34jähriger Pole, hielt das Orchester dabei mit kleinen, pointierten Bewegungen straff am Zügel. Als echte „Anti-Ouverture“ war Igor Strawinsky kaum fünfminütiges

„Scherzo à la russe“ programmiert, ein 1943 entstandenes, schwer einzuordnendes Gelegenheitswerk. Ein irritierender Wachmacher, der den offenen, aber nicht knalligen Saalklang schon einmal bestens vor Ohren führte. Mit seinen widerstreitenden Gefühlswelten ist Prokofiews Klavierkonzert Nr. 2, zweiter Programmpunkt an diesem Abend, ein absolut aufregendes Werk. Bekannt als musikalischer Sarkast, der perkussive Klänge liebte, startet Prokofiew hier mit überraschend spätromantischer Schwärmerie. Selbst auf der Bühne der Elbphilharmonie wird der Flügel wohl nicht immer so exklusiv bedient wie hier von der Russin Anna Vinnitskaya,

ebenfalls 34 Jahre jung und bereits Professorin an der Hamburger Musikhochschule. Bissig durchtritt sie das Scherzo, einen gewitzten, nervös trillernden und hochvirtuosen „Hummelflug“, den das Orchester trocken und punktgenau abschloß. Daß Prokofiew den dritten Satz lapidar „Intermezzo“ genannt hat, grenzt an Understatement. Von Pauken und tiefem Blech dramatisch grundiert, steigt, nein, stampft er in dunkelste Katakomben hinab. Ins wildgewordene Finale stürzte sich Vinnitskaya mit fliegenden Pfoten, jagte souverän und mit gestochener Klarheit über die gesamte Tastatur, die bei einem modernen Konzertflügel immerhin rund 1,50 Meter breit ist.

In Schostakowitschs fünfter Sinfonie von 1937 schwingt die Zerrissenheit des Komponisten zwischen Angst und künstlerischem Gewissen, zwischen Eigensinn und Anpassung immer mit; Stalins





Probenpremiere im Großen Saal, Elbphilharmonie Foto: Michael Zapf

Terror wohnt in jeder Faser des fast einstündigen Werks. Die Lautstärke im Saal ging hier erstmals an die Schmerzgrenze – und das war auch passend. Der zweite Satz etwa: ein Walzer. Kein schöner und leichter, sondern ein hölzerner und steifbeiniger, eine hämische, zähnefletschende Fratze, die im Nachhinein – sobald die ersten Töne des Largo erklingen – um so grausiger wirkt. Hier nämlich ist die Ironie wie weggeblasen, und übrig bleibt nur verflüssigte Trauer, eine seltsam zärtliche Hoffnungslosigkeit, die sich langsam steigert und verzweifelt aufbäumt. Das Finale endet in hohlem Jubel, wenn die Streicher minutenlang auf einem Ton herumsäbeln und die sich ständig steigende Lautstärke in einem viel zu strahlenden Dur-Akkord gipfelt, als plakatives Zugeständnis an die Zumu-

tungen des Stalinistischen Systems. Hochkonzentrierter musikalischer Stoff also, der in einer Interpretation erster Güte seine volle Wirkung entfalten konnte. (Über Schostakowitsch hat der Engländer Julian Barnes übrigens vor kurzem ein hochgelobtes Buch veröffentlicht: „Der Lärm der Zeit“.) Und in der Pause? In den Bars auf den terrassenartigen Foyers (wo es leider richtig kalt ist – der Sturm zerrt eben von allen Seiten an der „Elphi“) kosten die Getränke nicht mehr als in anderen Edelhäusern auch. Schöne Abende kann man hier durchaus mit einem Glas Champagner für 15 € begießen. Oder einfach einen Kaffee für 2,50 € bestellen. ¶

Revolution in der Architektur

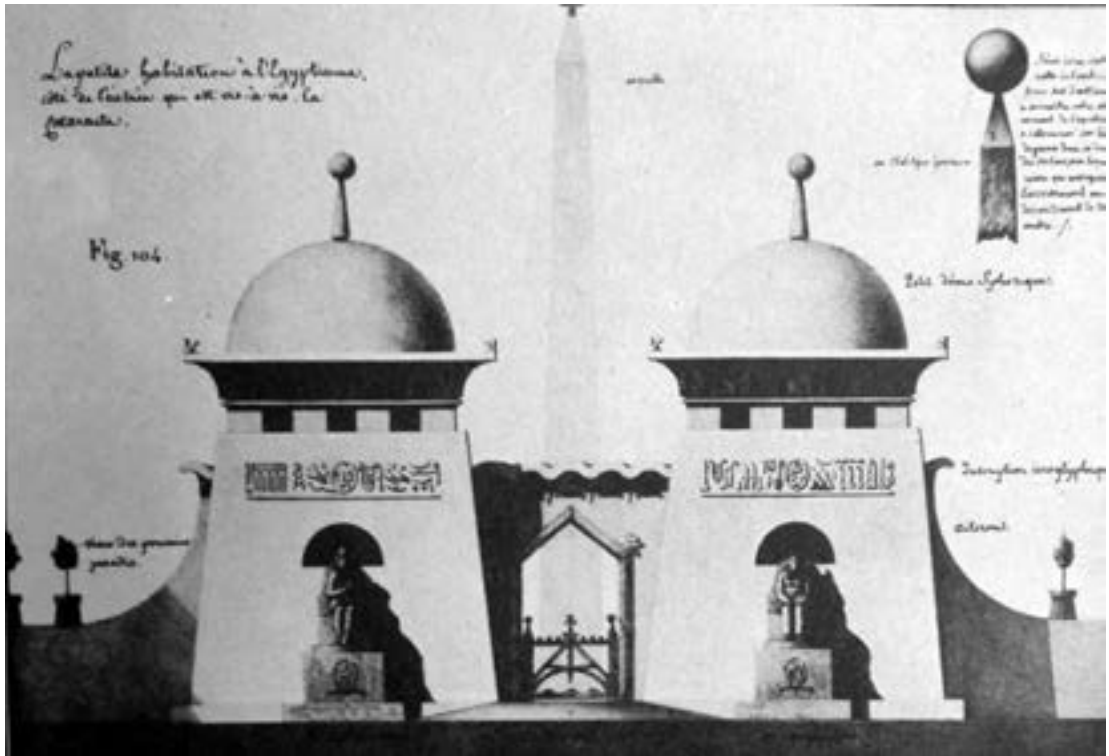
Viele der Pläne wurden niemals ausgeführt

Text und Foto: Ulrich Karl Pfannschmidt

Wenn Sie auf dem Heimweg aus Frankreichs Süden die kürzere Autoroute Verte A 39 von Lyon nach Dole nutzen, kommen Sie an der Raststätte Aire Jura bei Arlay vorbei, auf deren Gelände einige nicht gerade autobahntypische Gebäude stehen. Es handelt sich um in Beton gegossene Kopien von Bauten oder Entwürfen des Architekten Claude Nicolas Ledoux, der von 1763 bis 1806 lebte, wie zum Beispiel die Werkstatt der Reifenmacher. Unweit der Kopien sind in Arc-

entstanden, zum Teil von der Revolution verhindert oder gar zerstört worden wie die Zollmauer von Paris. Viele der utopisch anmutenden Pläne sind niemals ausgeführt worden. Warum also diese Bezeichnung?

Wie sich das königliche Repräsentationsbedürfnis und das steife Zeremoniell am Hofe Ludwigs IV. allmählich in die private, intime Schäfererei der Marie Antoinette am Trianon des Versailler Parks verwandelte, so wich auch das überwältigende



Kleines Haus im ägyptischen Stil von Lequeu

et-Senans die von ihm geplanten und original erhaltenen Bauten der königlichen Saline zu besichtigen. Ledoux und Etienne-Louis Boullée (1728 - 1799) sind die bekanntesten Vertreter der sogenannten Revolutionsarchitektur. Wie schon die Lebensdaten ahnen lassen, hat die Bezeichnung nichts mit der Französischen Revolution zu tun. Ihre Entwürfe sind in der Regel vor 1789

entstanden, zum Teil von der Revolution verhindert oder gar zerstört worden wie die Zollmauer von Paris. Viele der utopisch anmutenden Pläne sind niemals ausgeführt worden. Warum also diese Bezeichnung? Wie sich das königliche Repräsentationsbedürfnis und das steife Zeremoniell am Hofe Ludwigs IV. allmählich in die private, intime Schäfererei der Marie Antoinette am Trianon des Versailler Parks verwandelte, so wich auch das überwältigende Pathos des Barock den zart gekräuselten Oberflächen des Rokoko. Blasse Töne, Grau und Rosa verdrängten die satten Farben von den Wänden und den Paletten der Maler. Ein Thema des Malers Antoine Watteau war die Einschiffung nach der idyllischen Insel Kythera, Insel der Venus, der Liebe, der Sehnsucht und des Freiheitsdurstes. Dreimal hat er sie gemalt, die letzte Fassung für Sanssouci.

Peter Speeth, ehemaliges Frauenzuchthaus, Würzburg





Holzfällerhaus von Ledoux

Man kann die Bilder einen Abgesang des Rokoko nennen, aber auch einen Vorboten des Umbruchs. In die blutleere, dekadente Welt schlug die neue Architektur mit Grobheit, Rauheit und dem absoluten Anspruch der Aufklärung ein, die alles bis dahin Gewohnte mit einem Donnerschlag hinwegfegte.

Der Übergang zum Klassizismus war kein leichter Schritt, sondern ein harter Bruch, eine Revolution. Die Architektur in Frankreich ging voran, Deutschland folgte zögerlich. Züge französischer Revolutionäre durch das Land und Überfälle Napoleons schufen kein Investitionsklima. Die wenigen Bauten von Friedrich Gilly in Berlin sind bis auf ein verfallendes Mausoleum der Familie Hoym in Schlesien zerstört, aus dem großartigen Entwurf des Mausoleums für den König Friedrich II. in Berlin ist nichts geworden. So haben Schicksal und Umstände bewirkt, daß die Bauten Peter Speeths in Würzburg fast allein das Bild der Revolutionsarchitektur in Deutschland bestimmen. Das Besondere dieser Architektur liegt in den gewählten Formen, in den Formaten und in den Funktionen der Bauten. Neue, klare Formen, weitgehend ohne Dekor, ersetzen die verspielte Eleganz des Rokoko. Die Bauten werden gefügt aus stereometrischen Körpern, Quadern, Würfeln,

Kugeln, Pyramiden, Kuppeln und Tonnen in riesigen Formaten. Angestrebt ist eine nicht mehr zu übertreffende Monumentalität in abstrakten Volumina, die häufig symbolhaft geprägt ist. Berühmt ist der Kenotaphentwurf für Isaak Newton von Boullée, um dessen gigantische Kugelform wie Ameisen winzige Menschlein herumwimmeln. Eine Darstellung des Weltalls, wie sich im Innern zeigt. Gestaltungselemente sind halbrunde Fenster und Bögen, schräge, an ägyptische Architektur erinnernde Wände und Leibungen. Ägypten scheint ein verheißungsvolles Land gewesen zu sein, das selbst Napoleon später mit einem Feldzug geehrt hat. Den Entwürfen der Revolutionsarchitektur haftet etwas Gewalttätiges an. Dies und die schiere Größe der Boulléeschen Projekte regten Albert Speer und Adolf Hitler 150 zu ihren Großbauten für Germania.

Die Kapitelle der Säulen sind blockhaft ohne Zier, manchmal ist die Säule selbst aus Blöcken gebildet. Die Revolutionsarchitektur war noch in einer anderen Hinsicht fruchtbar und in die Zukunft weisend. Sorgfältige Gestaltung erfuhren, oft in innovativer Form, jetzt auch ganz triviale Funktionsbauten wie Salinen, Kanonengießereien, Zollstationen, Zuchthäuser, selbst vor Häusern für Arbeiter, Holzfäller, Müller und Künstler schreckten Architekten nicht zurück. Hier zeigten

sich zum ersten Mal sozialpolitische Ideen, die erst sehr viel später wieder auftauchen sollten. Das bürgerliche Bauen war angesagt, der Bedarf an feudalen Schlössern gedeckt. Die Grundrisse der Bauten folgten weniger funktionalem Bedürfnis, sondern den ästhetischen Vorstellungen der Architekten. Einfache oder mehrfache Symmetrien gliedern die Kompositionen. Zweifellos hat Speeth die Entwicklung in Frankreich an Hand der Publikationen führender Architekten gekannt.

Seine Würzburger Bauten passen vollkommen in das Programm: ein Haus für den Gerichtsdienner, das ehemalige Gefängnis, ein Wachthaus am Zeller Tor. Anderes ist leider zerstört, darunter das feine Konservatorium. Ab 1810, drei Jahre nach seinem Dienstantritt, beschäftigte sich Peter Speeth mit der Planung für den Neubau des Zuchthauses. Vollendet wurde es erst 1828, lange Jahre nach seiner schäbigen Zwangspensionierung, die dem Untergang des Großherzogtums Toskana und der Eingliederung Frankens in das Königreich Bayern folgte. Speeth verschlug es nach Moldawien und Rußland, wo er 1831 in Odessa starb. Über seine dortigen Bauten ist wenig bekannt. Immerhin ist er 59 Jahre alt geworden. Friedrich Gilly, gleicher Jahrgang 1772,

schaffte es in Berlin nur auf 28 Jahre. Die Zeiten für Architekten waren nicht gut.

Die Heiner Reitberger Stiftung hat im Rahmen ihrer „Hefte für Würzburg“ eine Forschungsarbeit von Antje Hansen und Suse Schmuck veröffentlicht, die einen tiefen Einblick in das Werden des Zuchthauses gewährt. Viele Quellen wurden erstmals erschlossen. Entwürfe, Skizzen, Lagepläne, Grundrisse und Fotos des Gebäudes mit seinen Details zeigen das einzigartige Gebäude von allen Seiten. Das Heft erklärt auch das merkwürdige Paradox, daß die Schauseite eigentlich die Rückseite ist, denn die Zellen sind nach hinten orientiert. Das Heft ist im Buchhandel um ein Geringes zu erwerben.

Würzburg hat mit den erhaltenen Gebäuden von Peter Speeth einen Schatz von internationaler Bedeutung. Frankreich würde mit Repliken davon Rastplätze an der Autobahn schmücken. Wir sind schon froh, wenn die Originale gut erhalten und gepflegt werden. Die Denkmalmörder schlafen nie. ♪

Anzeige

 <p>Franck-Haus Marktheidenfeld Untertorstr. 6</p> <p>Öffnungszeiten: Mi bis Sa 14-18 Uhr So + Feiertag 10-18 Uhr Eintritt frei</p> <p>www.marktheidenfeld.de</p>	<p>Ausstellung im Franck-Haus</p> <p>21.10. - 26.12.2017</p> <p>„Der Meefisch“</p> <p>Wettbewerb für Bilderbuchillustration</p> <p>Finalistenausstellung</p> 
---	--

Sonderausgabe zu



Würzburg

liest ein Buch



Jehuda Amichai
*Nicht von jetzt,
nicht von hier*

Roman

Königshausen & Neumann

406 Seiten, Broschur · Format 13 x 21 cm
ISBN 978-3-8260-6206-3 · € 14,00

K&N

Verlag Königshausen & Neumann GmbH
Postfach 6007 · D-97010 Würzburg
Tel. (09 31) 32 98 70-0 · Fax (09 31) 8 36 20
www.koenigshausen-neumann.de

Jehuda Amichai

**Nicht von jetzt,
nicht von hier**

Roman

„Dieser große, formal innovative Roman gehört zu den aufregendsten Werken der hebräischen Literatur der letzten Jahrzehnte“, so urteilte das „New York Times Magazine“ enthusiastisch über Jehuda Amichais in Israel bereits 1963 erschienenen Roman. Er erzählt, einen Sommer lang, die Geschichte des jungen Jerusalemer Archäologen Joel. In einem Traum begegnet Joel seiner Jugendfreundin Ruth, die im KZ ermordet worden war, und ihm wird klar, dass der Zeitpunkt gekommen ist, seine Vergangenheit, Schicht für Schicht, zu ergründen. Da ist einerseits die Sehnsucht nach der Kindheit in dem romantischen deutschen Städtchen Weinburg, gleichzeitig ist es aber auch der Drang, Rache zu üben an den während des Naziregimes für die Judendeportationen Verantwortlichen. Während Joel schon fast entschlossen ist, an den Ort der Kindheit zu fahren, raten ihm seine Freunde, in Jerusalem zu bleiben und vielleicht in einer Liebesaffäre neue Impulse zu finden... Von nun an vermischen sich Wirklichkeit und Imagination: Tatsächlich verliert sich Joel in einer heftigen, „unvernünftigen“ Leidenschaft mit der amerikanischen Ärztin Patricia; sein Alter ego jedoch nähert sich Weinburg, der Stadt, die, halb noch zerstört, halb wiederaufgebaut, eine surreale Kulisse für seine Begegnung mit der Vergangenheit bildet. Spannungsreich alternierend zwischen Schauplätzen und Erzählperspektiven, zwischen bestechend klarer, anschaulicher und suggestiv-bildreicher Sprache, zwischen der kargen, sonnenverbrannten israelischen Wüstenlandschaft und der lieblich-grünen, vom Sommerregen verwaschenen deutschen Stadt und ihrer Umgebung, zwischen der monomanischen Liebesbeziehung und der für alte und neue Begegnungen offenen Haltung des „Heimkehrers“ – beide Erzählstränge machen in ihrer engen Verwobenheit deutlich: Die Vergangenheit lässt sich nur bewältigen, indem man sie in die Gegenwart integriert.



Winegut seit 1128
Staatlicher Hofkeller
Würzburg



*„Wo aber der Wein
fehlt, stirbt der Reiz
des Lebens.“* EURIPIDES

Freuen Sie sich auf reizvolle Veranstaltungen
rund um den Wein bei den Events des
Staatlichen Hofkellers in Würzburg.

www.hofkeller.de

Short Cuts & Kulturnotizen

Im Zusammenhang mit der Ausstellung „**Ein Paradies der Kinder – Der westliche Blick auf die Kindheit in Japan um 1900**“, die noch bis zum 26. November im Siebold-Museum zu sehen ist (siehe auch **nummer** 126), weist Wolfgang Klein-Langner auf eine interessante Tatsache hin. Wie der Gründer und Vorsitzende der Siebold Gesellschaft berichtet, hielt sich nämlich der Namensgeber jener Institution, die die derzeit in Würzburg präsentierte Ausstellung auf die Beine gestellt hat – die Mori-Ogai-Gedenkstätte der Berliner Humboldt-Universität – seinerzeit sogar in Würzburg auf. Klein-Langner erläutert, daß der Militärarzt, Übersetzer und Dichter Mori Ogai (1862-1922), „in seinem Deutschland Tagebuch 1884-1888“ den Würzburg-Aufenthalt beschreibt.

„Anlaß war ein Treffen mit seinem japanischen Studienkollegen Hashimoto Tsunatsune, dessen Vater in Japan die Position des Generaloberarztes des Heeres innehatte, die Mori Ogai Jahre später übernahm. In Würzburg besuchte er unter anderem auch das Siebold-Denkmal, das wenige Jahre vorher errichtet worden war“, so Klein-Langner. Der Vorsitzende der Siebold Gesellschaft erinnert zudem an ein bemerkenswertes Erinnerungsstück, das Moris Kollege der Uni Würzburg vermachte: „Von Dr. Hashimoto existiert im Anatomischen Institut ein japanisches Skelett, das er zur Erinnerung an seine Studienzeit in Würzburg der Medizinischen Fakultät geschenkt hat.“ Dieses Skelett eines Japaners war nach Klein-Langners Worten vor einiger Zeit bei einer der großen Siebold-Ausstellungen im Siebold-Museum als Leihgabe zu sehen.

[kup]

Einen Bildhauerbock kennt man, das ist ein massives Holzgestell für die Bildhauerwerkstatt. Aber **BildhauerBLOCK**? Was soll das sein? Die **Schweinfurter Kunsthalle** hatte im Jahre 2015 die Idee, einen „Bildhauerblock“ einzurichten und erhielt dafür den Förderpreis für „Vermittlung im Museum“ der Bayerischen Sparkassenstiftung mit der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen. Für die Umsetzung waren zwei Jahre Zeit. Nun ist er vollendet und ist der vorläufig letzte, fünfte, Teil des MuSe-Weges (das sind die interaktiven Stationen, die die Schweinfurter Kunsthalle durchziehen: Malturm - Pause für die Kunst - Magnetwand „Kompositionen“ - Hörinsel). Der Bildhauerblock ist ein fahrbares, vom Schreiner gebautes Objekt mit quadratischem Grundriß von 100 cm Seitenlänge und der Gesamthöhe von 180 m. Er beinhaltet auf verschiedenen Ebenen Informationen und Materialien zum bildhauerisch-plastischen Arbeiten, z. B. zu Materialien und Werkzeugen. Der

Bildhauerblock hat Aufforderungscharakter. Man soll anfassen, ausprobieren, sich auseinandersetzen, Fragen stellen und Antworten suchen. Jede Seite des Blocks widmet sich einem Material – Stein, Holz, Ton und Metall. Das sind die Materialien, die sich bei den Skulpturen und Plastiken in der Kunsthalle am häufigsten wiederfinden. Aus der Vielfalt der heutigen „bildhauerischen“ Techniken wurden ganz bewußt die zugrunde liegenden, klassischen Techniken ausgewählt. Ergänzend sind aber auch Hinweise auf die Vielfalt der heutigen Möglichkeiten zu finden.

Der Bildhauerblock kann von Einzelpersonen erforscht werden, dient aber auch zur Veranschaulichung im Rahmen von Gruppenführungen und Programmen für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Mit ihm werden Einblicke nicht nur mit Hilfe der Augen gewonnen, sondern auch durch „fühlen“ und „begreifen“. Man darf also nicht nur anfassen, man soll sogar! Hinweise auf die Kursangebote im Atelier unter den Arkaden bauen eine Brücke zum „Selbstaussprobieren“. Verwirklicht werden konnten diese Ideen aufgrund der hervorragenden Zusammenarbeit mit der Schreinerei Mangold aus Rothhausen, die sich gleichzeitig als Sponsor betätigt hat.

Große Unterstützung erhielt der Museums-Service außerdem durch die Künstlerinnen Brigitte Fasel, Kathrin Hubl, Anne Hess und die Bildhauer Ludwig Bauer und Florian Tully. Das Projekt wurde von Friederike Kotouc und Thomas Ruppenstein, **Schweinfurter Museumsservice MuSe**, entwickelt und betreut.

[sum]

Der Würzburger Fotograf **Norbert Schmelz** bezeichnet sich auch als Fotodesigner. Er bearbeitet also seine Fotos unter gewissen gestalterischen Gesichtspunkten, die Form, Farbe oder Inhalt betreffend. Unter dem Titel „Experimentelles“ stellt er in der **Würzburger Stadtbücherei** bis 11. November seine experimentellen Fotoarbeiten vor.

Dabei arbeitet er u.a mit Polaroids, analogem Filmmaterial und digitaler Fotografie. Norbert Schmelz zeigt unterschiedliche Motive und Inszenierungen, mit denen er sich als Fotograf auseinandersetzt. Gezeigt werden das Zusammenspiel von analoger und digitaler Technik sowie verschiedene Formen der Präsentation.

Die Fotoarbeiten beschäftigen sich mit Themen fernab seiner vielfältigen Arbeit als Fotodesigner, so wie er die Welt um sich herum sieht und persönlich wahrnimmt.

Öffnungszeiten: wie Stadtbücherei

[sum]

FRÜHE

MAIN

GESCHICHTE

ARCHÄOLOGIE AM FLUSS



23. Juli – 5. Nov. 2017

Knauf-Museum Iphofen

Am Marktplatz, 97343 Iphofen

Knauf-Museum Iphofen, Am Marktplatz, 97343 Iphofen • Tel. 0 93 23 / 31 - 0

Öffnungszeiten: Di. bis Sa. 10 - 17 Uhr, So. 11 - 17 Uhr • www.knauf-museum.de

DER NEUE XF SPORTBRAKE

LEISTUNGSSPORT.
FÜR DIE SINNE.



Der neue Jaguar XF Sportbrake verbindet hohe Alltagstauglichkeit mit beeindruckender Performance. Hocheffiziente Ingenium-Motoren der neuesten Generation sorgen jederzeit für hohe Durchzugskraft. Ein Sportwagen eben, mit viel Platz für Begeisterung - vor allem für die Sinne.



Brückner & Hofmann GmbH
Wachtelberg 33, 97273 Körnach
Tel.: 09367 / 988 58 90, E-Mail: info@brueckner-hofmann.de
www.brueckner-hofmann.de

Erleben Sie den neuen Jaguar
XF Sportbrake.
Wir freuen uns auf Sie.

THE ART OF PERFORMANCE

Mehr Informationen zu Jaguar Care unter jaguar.de/jaguarCare.
Abbildung zeigt Sonderausstattung.